

KARIN SLAUGHTER

GOTTLOS

Thriller

**DER SPIEGEL
BESTSELLER**



blanvalet

aufzustemmen. Sara lehnte sich zurück und hielt sich schützend die Hände vor die Augen, als Erde und Schmutz durch die Luft flogen. Das Holz splitterte. Jeffrey begann, mit bloßen Händen an den schmalen Leisten zu reißen. Mit einem dumpfen Knarren gaben die Nägel nach. Säuerlicher Verwesungsgeruch stieg Sara entgegen, doch sie wandte den Blick nicht ab, als Jeffrey sich flach auf den Boden legte und den Arm in die schmale Öffnung streckte.

Er sah ihr in die Augen, während er mit zusammengebissenen Zähnen in der Kiste herumtastete. »Ich fühle etwas«, sagte er. »Hier liegt jemand.«

»Atmet er noch?«, fragte Sara, doch Jeffrey schüttelte den Kopf, bevor sie zu Ende gesprochen hatte.

Jeffrey arbeitete jetzt langsamer. Bedächtig löste er das nächste Brett. Er besah sich die Unterseite, bevor er es an Sara weitergab. Sie konnte Kratzer im Holz erkennen, wie von einem gefangenen Tier. Im nächsten Brett, das Jeffrey ihr reichte, steckte ein Fingernagel, etwa in der Länge ihrer eigenen. Sara legte das Brett zur Seite. Das nächste wies noch tiefere Kratzer auf. Sara ordnete die Bretter nach ihrer ursprünglichen Lage. All das war Beweismaterial. Vielleicht war es doch ein Tier. Ein Lausbubenstreich. Ein alter indianischer Friedhof. Verschiedenste Erklärungen gingen ihr durch den Kopf, während sie zusah, wie Jeffrey eine Planke nach der anderen löste. Jedes Brett bohrte sich wie ein Splitter in Saras Herz. Insgesamt waren es fast zwanzig, doch bereits nach dem zwölften konnten sie erkennen, was sich darunter verbarg.

Jeffrey starrte in den Sarg, sein Kehlkopf bewegte sich, als er schluckte. Wie Sara hatte es ihm die Sprache verschlagen.

Das Opfer war eine junge Frau, wahrscheinlich keine zwanzig Jahre alt. Ihr dunkles Haar reichte bis zur Taille und bedeckte einen Teil ihres Körpers. Sie trug ein einfaches blaues Kleid, das ihr bis zu den Waden ging, und weiße Strümpfe ohne Schuhe. Mund und Augen waren weit aufgerissen. Sara konnte ihre Todesangst förmlich schmecken. Das Mädchen hatte eine Hand nach oben gestreckt, die Finger gekrümmt, als würde sie noch immer versuchen, sich den Weg freizukratzen. Im Weiß ihrer Augen waren winzige punktförmige Blutungen, und dünne rote Linien auf ihren Wangen zeugten von längst getrockneten Tränen. Neben ihr lagen mehrere leere Wasserflaschen und eine Art Nachttopf. Außerdem waren da eine Taschenlampe und ein angebissenes Stück Brot. Das Brot war verschimmelt, und auch auf der Oberlippe des Mädchens hatte sich Schimmel gebildet, wie ein flaumiger Schnurrbart. Die junge Frau war keine auffallende Schönheit, doch wahrscheinlich war sie auf ihre ganz eigene, unscheinbare Art hübsch gewesen.

Jeffrey atmete langsam aus und setzte sich auf. Wie Sara war er voller Erde. Wie Sara war es ihm egal.

Sie starrten das Mädchen an, sahen zu, wie der Wind in ihrem dichten Haar und an den langen Ärmeln ihres Kleides spielte. Sara bemerkte, dass sie eine Schleife im Haar trug, die zum Stoff des Kleides passte, und fragte sich, wer sie ihr wohl angesteckt hatte. War es ihre Mutter oder ihre Schwester gewesen? Oder hatte sie in ihrem

Zimmer vor dem Spiegel gesessen und sich die Schleife selbst gebunden? Und was war dann passiert? Wie war sie hierher geraten?

Jeffrey wischte sich die Hände an der Jeans ab und hinterließ dabei blutige Abdrücke. »Die hatten nicht vor, sie umzubringen«, sagte er.

»Nein«, stimmte Sara zu und wurde von unsäglicher Traurigkeit überwältigt. »Sie wollten sie nur zu Tode erschrecken.«

Zwei

In der Klinik hatte man Lena auf die blauen Flecken angesprochen.

»Alles in Ordnung bei Ihnen, Schätzchen?«, hatte die ältere schwarze Schwester gefragt und besorgt die Stirn in Falten gelegt.

Lena hatte automatisch mit Ja geantwortet und gewartet, bis die Schwester den Raum verließ, bevor sie sich weiter anzog.

Als Polizistin hatte sie ständig blaue Flecke: an der Hüfte, wo die Dienstwaffe so massiv auf den Knochen drückte, dass es sich an manchen Tagen anfühlte, als würde die Pistole eine bleibende Delle hinterlassen. Am Unterarm, an dem wie mit blauer Kreide gezeichnet eine dünne Linie verlief, wo sie den Arm gegen das Holster presste, damit nicht gleich jeder Zivilist bemerkte, dass sie eine Waffe trug.

Anfangs war es noch härter gewesen: Rückenschmerzen, Blasen vom Holster, Striemen vom Gummiknüppel, der ihr beim Rennen gegen das Bein schlug, wenn sie einen Täter verfolgte. Manchmal tat es richtig gut, den Knüppel zum Einsatz zu bringen, wenn sie den Kerl schließlich erwischte. Dann zahlte sie dem Arschloch heim, dass sie bei dreißig Grad im Schatten und mit der schweren Ausrüstung am Körper hinter ihm herrennen musste. Und das mit kugelsicherer Weste. Lena kannte Cops – große, kräftige Männer –, die wegen der Hitze vor Erschöpfung ohnmächtig geworden waren. Im August war es so heiß, dass sie alle ernsthaft überlegten, welches das kleinere Übel war: erschossen zu werden oder an einem Hitzschlag zu sterben.

Und trotzdem – als sie zum Detective befördert wurde und Uniform und Mütze ablegen musste, zum letzten Mal das Funkgerät abgab, da vermisste sie das ganze Gewicht. Ihr fehlte die drückende Erinnerung daran, dass sie ein Cop war. Als Detective musste sie ohne Requisiten auskommen. Auf der Straße konnte sie nicht mehr die Uniform sprechen lassen oder den Streifenwagen, bei dessen Anblick der Verkehr langsamer wurde, obwohl sich bereits alle an die Geschwindigkeitsbegrenzung hielten. Sie musste nun andere Wege finden, die bösen Jungs einzuschüchtern. Dass sie noch immer ein Cop war, daran musste sie sich selbst erinnern.

Als die Schwester in Atlanta sie im sogenannten Erholungsraum allein gelassen hatte, hatte Lena ihre vertrauten blauen Flecken betrachtet und sie mit den neuen verglichen. Fingerabdrücke, die sich wie ein Reif um ihren Arm legten. Ihr Handgelenk war dort, wo es verdreht worden war, angeschwollen. Die Prellung über der linken Niere konnte sie nicht sehen, doch sie spürte sie bei jeder Bewegung.

In ihrem ersten Jahr als Streifenpolizistin hatte Lena alles gesehen. Häusliche Auseinandersetzungen, bei denen Frauen den Polizeiwagen mit Steinen bewarfen, um die Cops daran zu hindern, ihren gewalttätigen Ehemann ins Gefängnis zu bringen. Nachbarn, die mit dem Messer aufeinander losgingen, weil ein Ast über den Zaun

hing oder ein Rasenmäher verschwunden war, der meistens in der Garage wieder auftauchte, oftmals neben einem hübschen Vorrat an Marihuana, manchmal härterem Stoff. Kleine Kinder, die sich an ihre Väter klammerten, darum bettelten, zu Hause bleiben zu dürfen, und wenn man sie dann ins Krankenhaus brachte, entdeckten die Ärzte Hinweise auf vaginalen oder analen Missbrauch. Manchmal fanden sie auch Verletzungen tief im Mundraum, Würgemale an der Kehle.

Die Ausbilder an der Polizeischule versuchten, einen auf diese Dinge vorzubereiten, aber gegen manche davon konnte man sich einfach nicht wappnen, man musste sie mit eigenen Augen sehen, man musste sie schmecken, fühlen. Niemand erklärte einem, wie groß die Angst sein konnte, wenn man einen verdächtigen Wagen aus einem anderen Staat zwecks Fahrzeugkontrolle anhielt und einem das Herz bis zum Hals klopfte, während man mit der Hand an der Waffe vom Streifenwagen zur Fahrertür ging und sich fragte, ob der Typ im Wagen seine Hand auch an einer Waffe hatte. In den Büchern waren Abbildungen von Toten, und Lena erinnerte sich daran, wie die Typen in ihrer Klasse sich darüber lustig machten. Über die Frau, die besoffen mit der Nylonstrumpfhose um die Knöchel in der Badewanne ertrunken war. Über den Kerl, der sich mit geöffneter Hose erhängt hatte und bei dessen Anblick man erst nach einer Weile begriff, dass das Ding in seiner Hand keine reife Zwetschge war. Vermutlich war auch er ein Vater, ein Ehemann gewesen, auf jeden Fall der Sohn von jemandem, aber für Generationen von Kadetten war er nur noch der »Zwetschgensack«.

Und nichts von alldem bereitete dich auf die Wirklichkeit vor, ihren Anblick, ihren Geruch. Kein Ausbilder kann dir vermitteln, wie sich der Tod anfühlt, wenn du einen Raum betrittst, sich dir die Nackenhaare aufstellen und du weißt, hier ist etwas Grauenhaftes passiert, oder – schlimmer noch – es wird gleich etwas Grauenhaftes geschehen. Kein Chief kann dich vor der schlechten Angewohnheit bewahren, mit der Zunge zu schnalzen, um diesen Geschmack loszuwerden. Keiner hat dir gesagt, dass du noch so oft duschen kannst, aber den Geruch des Todes wirst du nicht los. Und schließlich gehst du täglich fünf Kilometer in der heißen Sonne laufen und ins Fitnesscenter, um den Geruch endlich auszuschwitzen, bis dich der nächste Notruf erreicht – eine Tankstelle, ein liegengebliebener Wagen, ein Nachbarhaus, vor dem sich Post und Zeitungen stapeln –, und du findest die nächste Leiche, eine Großmutter, eine Schwester, einen Bruder oder Onkel, und alles geht wieder von vorne los.

Keiner hilft dir, wenn der Tod in dein eigenes Leben tritt. Niemand steht dir in dieser Trauer bei, wenn bei deinem Einsatz jemand ums Leben kommt – egal, wie erbärmlich dieses Leben gewesen ist. Und genau darum geht es. Als Cop lernst du schnell, zwischen »denen« und »uns« zu unterscheiden. Lena hätte nicht gedacht, dass sie eines Tages einen Verlust auf der Gegenseite betrauern würde, doch in letzter Zeit dachte sie an nichts anderes mehr. Und jetzt hatte sie ein weiteres Leben beendet, war verantwortlich für einen weiteren Tod.

Mit jeder Faser spürte sie seit Tagen den Tod in sich. Sie hatte seinen sauren

Geschmack im Mund, jeder Atemzug roch nach Verwesung. Er summte schrill in ihren Ohren, und ihre Haut fühlte sich kalt und feucht an, als hätte sie sie sich vom Friedhof geborgt. Ihr Körper gehörte nicht mehr ihr, ihren Geist hatte sie nicht mehr unter Kontrolle. Von dem Moment an, als sie die Klinik in Atlanta verlassen hatte, über die Nacht im Hotel bis zu ihrer Rückkehr ins Haus ihres Onkels hatte sie an nichts anderes denken können als an das, was sie getan hatte, und an all die Fehler, die sie gemacht hatte, um an diesen Punkt zu gelangen.

Jetzt lag sie im Bett und starrte aus dem Fenster in den trostlosen kleinen Garten hinter dem Haus. Seit Lenas Kindheit hatte Hank nichts mehr am Haus gemacht. An der Decke in ihrem Zimmer war immer noch der braune Wasserfleck, wo einmal im Sturm ein Ast das Dach beschädigt hatte. Die Farbe blätterte von den Wänden, wo Hank die falsche Grundierung benutzt hatte, und die Tapeten waren so nikotingetränkt, dass alle Wände die gleiche gelbbraune Tönung angenommen hatten.

Hier waren Lena und ihre Zwillingsschwester Sibyl aufgewachsen. Ihre Mutter war bei der Geburt gestorben, ihr Vater Calvin Adams war ein paar Monate zuvor bei einer Fahrzeugkontrolle erschossen worden. Und vor drei Jahren war Sibyl ermordet worden. Wieder ein Verlust, wieder war Lena im Stich gelassen worden. Vielleicht war ihre Schwester der letzte Anker in ihrem Leben gewesen. Jetzt fühlte sie sich völlig verloren. Sie traf eine falsche Entscheidung nach der anderen und machte sich nicht einmal mehr die Mühe, die Dinge wieder zurechtzubiegen. Sie versuchte, mit den Folgen ihrer Taten zu leben. Vermutlich traf »überleben« es besser.

Lena betastete ihren Bauch, in dem bis vor knapp einer Woche noch ein Baby gewachsen war. Sie allein musste mit den Folgen leben. Sie allein hatte überlebt. Hätte das Kind wie sie den dunklen Teint ihrer mexikanischen Großmutter geerbt oder die stahlgrauen Augen und die helle Haut seines Vaters?

Lena stützte sich auf, schob die Finger in die Gesäßtasche ihrer Jeans und nahm das lange Taschenmesser heraus. Vorsichtig klappte sie die Klinge auf. Die Spitze war abgebrochen, und in einem Halbkreis getrockneten Bluts war Ethans Fingerabdruck.

Sie betrachtete ihren Arm, den dunklen Fleck, wo Ethan sie gepackt hatte, und fragte sich, wie die gleiche Hand, die das Messer gehalten hatte, die ihr so viel Schmerzen bereitet hatte, so zärtlich sein konnte, wenn sie ihren Körper liebte.

Die Polizistin in ihr wusste, dass sie ihn verhaften sollte. Die Frau in ihr wusste, dass er böse war. Die Realistin in ihr wusste, dass er sie eines Tages zu Tode prügeln würde. Doch eine andere, unbekanntere Seite in Lena widersetzte sich ihrem Verstand, und sie hielt sich selbst für den schlimmsten aller Feiglinge. Sie war nicht anders als die Frau, die mit Steinen nach dem Streifenwagen warf. Sie war wie der Nachbar mit dem Messer. Sie verhielt sich wie das verstörte Kind, das sich an seinen Vergewaltiger klammerte. Sie war es, die fast erstickte an dem, was sie täglich über sich ergehen ließ und herunterschluckte.

Es klopfte an der Tür. »Lee?«

Hastig klappte sie das Messer zu und setzte sich auf. Als ihr Onkel die Tür